

ASHLEY REAM

30 TAGE
UND EIN
GANZES *Leben*

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Alexandra Baisch

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel *Losing Clementine* bei William Morrow,
einem Imprint von HarperCollins Publishers, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2015
Copyright © 2012 by Ashley Ream
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015 bei btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
published in agreement with the author, c/o BAROR INTERNATIONAL, INC.,
Armonk, New York, USA.
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: CPI books GmbH
MP · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74611-8

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

30 TAGE

Ich warf die Teekanne aus dem Fenster.

Sie donnerte drei Etagen nach unten und zerbrach in unzählige weiße Porzellanscherben direkt hinter Mrs Epstein, die ich ohnehin nie wirklich leiden konnte.

»Hey!«, brüllte sie zu mir nach oben.

»Tut mir leid«, entgegnete ich und beugte mich halb über den Fenstersims nach draußen, ehe ich mich wieder nach drinnen wandte, mir ein halbes Dutzend Tassen schnappte und sie ebenfalls hinausbeförderte.

Es tat mir nicht wirklich leid.

Rums.

Es tat sogar äußerst gut.

»Sind Sie denn von allen guten Geistern verlassen?«, rief Mrs Epstein und tänzelte in ihren Gesundheitsschuhen herum, um den Scherben auszuweichen.

»Ja«, ließ ich verlauten und hängte mich mit aller Kraft ans Fenster, um es wieder herunterzuziehen.

Noch besser hätte ich mich dabei gefühlt, es laut polternd herunterkrachen zu lassen, aber diverse Farbschichten aus den letzten fünfzig Jahren machten das gänzlich unmöglich. Bedauerlicherweise. Denn gerade ging ich ganz darin auf, ausschließlich Dinge zu tun, die mir guttaten. Erst an diesem Nachmittag hatte ich meinen Seelenklempner gefeuert. Wenn man sich wirklich und wahrhaftig dazu entschieden hatte, seinem Leben ein Ende zu setzen, wozu brauchte man dann noch einen Seelenklempner?

Auch das war äußerst befreiend. Beides, der Rausschmiss und der Entschluss dazu.

Danach war ich vollkommen vorsätzlich gegen das Auto dieses Arschlochs gefahren, das immer 15 Zentimeter in meine Auffahrt hinein parkte. Ich hatte seine halbe Stoßstange mitgenommen und keinen Zettel hinterlassen, und das geschah ihm recht. In dreißig Tagen würde ich tot sein. Sollte er doch versuchen, mich wegen dieser Bagatelle vor Gericht zu ziehen.

Bei mir oben hatte ich dann die Jacke nicht aufgehängt und den Orangensaft direkt aus dem Tetrapak getrunken. Ich hatte sogar ein klein wenig hineingespuckt, einfach so, weil ich es konnte. Alles überaus befreiend. Das war dann auch der Moment, in dem ich beschloss, dass ich eigentlich gar keinen Tee mochte.

Rums.

Das hätte ich schon vor einer Ewigkeit tun sollen.

Ich wohne quasi um die Mitte meines Ateliers herum. Die Ecken sind zum Wohnen da. Meine Küche, mein Fernseher und ganz hinten, hinter einem roten Samtvorhang, mein Bett. In der Mitte arbeite ich. Das ist keine Metapher. Es ist eine räumliche Beschreibung. Die Arbeitswege sind fantastisch.

Ich ging einen Stapel aufgespannter Leinwände durch, die an der rau verputzten Wand lehnten.

Nein, nein, nein, nein. Ja.

Ich zog eine quadratische hervor, 1,20 auf 1,20. Die war brauchbar. Ich stellte sie auf die Staffelei. Jenny, meine Assistentin, hatte ich in der Woche zuvor gefeuert, nachdem sie ein halbes Dutzend davon aufgespannt hatte. Mit Nachnamen heißt sie Pritchard, wie ich, doch wir sind nicht verwandt. Sie ist 24, sieht aber jünger aus. Als ich sie entlassen habe, hat sie mich angesehen, als hätte ich ihr eine geknallt. Sogar ihre Wange ist rot geworden. Tränen glitzerten an ihren Wimpern, sie flitzte durch

das Atelier, sammelte Unterlagen und ihre Tasche ein und nahm schließlich auch die Kaffeetasse mit, die ich ihr gegeben hatte, als sie bei mir anfang. Ich hätte sie die Leinwände gleich noch grundieren lassen sollen, aber daran hatte ich nicht gedacht.

Nachdem sie weg war, rief ich die Essex Gallery in New York an. Der Galerist hatte eine Frau, deren Familie durch luxuriöse Möbelstoffe zu Geld gekommen war. Außerdem finanzierte er noch einen »Freund«, einen jungen Mann, der um die 25 sein musste und den er in einem Apartment in den West Fifties logieren ließ. Ich habe in dieser Galerie angefangen, als ich noch nicht sehr bekannt war. Der Galerist und ich mochten einander, so wie man eben jemanden mögen muss, der mehr über einen weiß, als einem lieb ist. Ich sagte ihm, er täte besser daran, Jenny eine eigene Ausstellung einzuräumen. Tags darauf erhielt sie einen Anruf. Aber mir ist zu Ohren gekommen, sie hätte das Angebot ausgeschlagen. Ich habe keinen Schimmer, weshalb. Als ich ihr letztes Gehalt überwies, legte ich etwas drauf, genug für sie, um über die Runden zu kommen, bis sie ihre eigenen Bilder verkaufen würde. Denn das ist es nämlich, was sie schon immer hätte tun sollen, statt mir die verdammten Leinwände aufzuziehen.

Ich griff mir eine saubere Schüssel aus dem Regal und fing an, wie verrückt eine Flasche mit Gesso zu schütteln, einer Mischung aus Latex und Kalziumkarbonat. Schon als Kleopatra in Ziegenmilch badete, benutzte man zum Grundieren eine ähnliche Mischung, nur dass damals ein Klebstoff auf tierischer Basis verwendet wurde, was heute PETA-Aktivisten auf den Plan rufen würde. Ich kippte das, was noch davon übrig war, in die Schüssel. Dann fügte ich das entsprechende Viertel Acryllack hinzu, öffnete die Wasserflasche, die ich letzte Nacht halb leer getrunken hatte, und gab die gleiche Menge davon zu der Mischung.

Chuckles sprang auf den Arbeitstisch und ließ seinen Schwanz neben der offenen Flasche hin und her zucken, eine leere Drohung, ehe er sich zwischen den Dosen mit Lösungsmitteln und Klebstoff hindurchschlängelte. Er lief über einen Stapel Zeitschriften, Takeaway-Flyer und Müll, von dem ich dachte, ihn irgendwann einmal in einer Arbeit zu verwenden. Eine *Vogue* rutschte vom Stapel und fiel auf den Boden. Und dort blieb sie auch, denn Jenny war nicht da, um sie aufzuheben.

Da er nichts fand, was für ihn interessant war, sprang Chuckles auf die Metallregale, die entlang einer Wand standen. Er streunte an den Stehsammlern voller alphabetisch geordneter Zeitschriften vorbei. *Car and Driver*, *Cosmopolitan*, *Food and Wine*, *Los Angeles Magazine*, *National Geographic*, *Photography Today*, *Wine Spectator*. Die Plastikboxen mit den bedruckten Etiketten *Speisekarten*, *Reiseprospekte*, *Landkarten (USA)*, *Landkarten (Ausland)*, *Werbung (Frauen)*, *Werbung (Männer)*, *Zeitungen (USA)*, *Zeitungen (Ausland)* würdigte er mit keinem Blick. Stattdessen rieb er seine Schnauze an den Schachteln, in denen Tapetenschnipsel und Stofffetzen nach Farben sortiert aufbewahrt waren, und richtete seine Aufmerksamkeit dann auf die großen Mülleimer aus Plastik. Streng genommen war gar kein Müll darin, sondern irgendwelches Zeug, das ich von der Straße nach Hause geschleppt hatte. Ich hörte das dumpfe Geräusch, als er mit allen vier Pfoten auf einem Deckel landete. Jenny organisierte das hier alles, also musste ich mich nicht darum kümmern. Nur bei Tierknochen war für sie Schluss. Die musste ich selbst säubern und auskochen. Ich hatte eine Schwäche für Vogelflügel, aber es wurde immer einfacher, sie online zu bestellen, statt das einzusammeln, was die Kojoten übrig gelassen hatten.

Ich bearbeitete die Leinwand mit langen Strichen, von rechts

nach links, von oben nach unten, presste die Mischung in das Gewebe. Lästige Routinearbeit, denn ich würde das Ganze trocknen lassen, dann abziehen und erneut auftragen müssen. Das war der Grund, warum ich überhaupt erst eine Assistentin eingestellt hatte. Ich ließ den Pinsel in eine Dose fallen, doch dann fiel mir ein, dass keiner mehr hinter mir herräumen würde, also schnappte ich ihn zusammen mit dem Kater und trug beide zum Waschbecken. Den Pinsel wusch ich mit Seife und Wasser aus. Chuckles kam noch einmal so davon. Gips ist verheerend für Pinsel. Genauso gut könnte man sie in Sekundenkleber tauchen. Würde Chuckles hineinfallen, dann müsste ich ihn wohl rasieren, und dann wäre es noch schwieriger, ein neues Zuhause für ihn zu finden. Keiner will ein armseliges Tier mit Räude.

Ich tippte ein paarmal auf die Tastatur des Laptops, damit er aus dem Schlafmodus erwachte, und setzte mich dann mit einem Tetrapak Orangensaft an den Küchentisch. Es war so weit.

»Irgendwelche Wünsche?«, fragte ich Chuckles.

Er rieb seinen Kopf an meinem Bildschirm.

»Ach ja«, stimmte ich zu. »Keine Kinder.«

Ich tippte das.

»Sonst noch was?«

Er drehte sich auf seinen kurzen Beinen um und streckte mir sein braunes Hinterteil entgegen.

»Keine Hunde.«

Ich fügte auch das hinzu und vervollständigte den Rest der Anzeige.

Männlicher weißer Perser, Nichtraucher, mit eigener Meinung sucht ein Zuhause.

Name: Chuckles. (Hört aber nicht darauf.)

Hobbies: Fellpflege, Fenstersimse und gescheckte Katzedamen.

Aktueller Besitzer leidet an nicht kommunizierbarer tödlicher Krankheit (nicht verschuldet durch den Kater).

Stubenrein. Gesund.

Keine Kinder. Keine Hunde.

Kein China-Restaurant.

Ich fügte noch ein Foto hinzu und zeigte es ihm.

»Was hältst du davon?«

Chuckles scherte sich einen feuchten Dreck darum, was nicht sehr vorausschauend von ihm war.

Ich lud die Anzeige hoch und überlegte dann, was ich zu Abend essen wollte.

»Soll ich dir was mitbringen?«, fragte ich.

Chuckles' Augen blieben geschlossen, tränkten wie gewöhnlich über sein zerkrantschtes Gesicht.

Ich zog meine alte graue Arbeitsschürze aus und hob meine Jacke vom Boden auf, die auch schon ziemlich abgetragen war. (Wenn ich darüber nachdenke, wie viel Zeit ich über die Jahre damit vergeudet hatte, sie aufzuhängen ...) Ich zog sie an und verließ meine Wohnung. Die Tür schloss ich nicht ab. Der Volvo mit der kaputten Stoßstange stand nicht mehr da, also musste ich auf meinem Weg nach draußen nicht noch mal gegen ein Auto fahren.

Mein Lieblingsrestaurant befindet sich direkt neben einem Reifenladen auf der Sunset. Von meinem Atelier braucht man entweder zehn Minuten oder eine Stunde bis dorthin, je nachdem, wie beschissen der Verkehr gerade ist. In L.A. gibt es keine richtige Rushhour; der Verkehr ist zu manchen Zeiten einfach nur noch nervtötender als sonst. Ich hatte von einem Typen gehört, der herumfuhr und aus dem Heckfenster seines

Trucks Marionettentheater aufführte, während die Leute hinter ihm feststeckten und wie benzinverschlingende Zombies aus ihrer Windschutzscheibe starteten. Ein Journalist hat es als »Aktionskunst« bezeichnet. Für mich war es einfach nur ein weiterer Grund, von zu Hause aus zu arbeiten.

Nach einer nervtötenden, durchschnittlichen halben Stunde trat ich gebückt durch einen Regenbogen ausgebleichter und zerfetzter tibetischer Gebetsfahnen, die im Luftzug der vorbeifahrenden Autos flatterten. Eine Messingglocke ertönte über der Tür, als ich sie aufstieß, und die hustensaftpinkfarbenen Wände umfingen mich mit Wohlbehagen und Currygerüchen.

»Clementine, komm rein. Komm rein.«

Dolma hat die schönste Stimme, die ich je auf der Welt gehört habe. Jede gute Mutter sollte eine Stimme wie Dolma haben. Sie ist voller verhaltenem Enthusiasmus, hat einen warmen Klang und ist von ihrem melodischen Akzent durchsetzt. Man will sie mit zu sich nach Hause nehmen, damit sie einem Gute-Nacht-Geschichten vorliest, das Haar zurückstreicht und sagt, dass alles gut werden wird. Heute trug sie einen orangefarbenen Kaftan und Jeans, dazu Trekking-Sandalen, und ihr Haarschnitt sah immer gepflegt – und teuer – aus. Ihre Kinder, Nichten und Neffen, die auch alle hier arbeiten, sind von derselben gottgleichen Schönheit, auch wenn sie nicht ganz an Dolma heranreichen. Vielleicht liegt es daran, dass sie Buddhisten sind. Vielleicht daran, dass sie Sonnencreme benutzen und freie Radikale meiden. Vielleicht auch an ihren großartigen Frisuren. Ich weiß es nicht, und es ist auch ziemlich egal.

Dolma ließ mich unter einer quadratischen Stofflampe mit einem aufgestickten Drachen, der an eine Schlange erinnerte, Platz nehmen. Die Klimaanlage bauschte den Stoff, und es sah so aus, als tanzte der Drache.

»Tee?«, fragte sie.

Ich lächelte und dachte an meine Kanne. Ihr Tee war sehr viel besser als meiner. Das bei mir war eigentlich gar kein richtiger Tee.

»Ja«, erwiderte ich. »Viel. Und Bier.«

»Keine Jenny heute?«

»Nein. Keine Jenny heute.«

Sie reichte mir eine Speisekarte und holte die Getränke. Dolmas Tee schmeckte wie Chai stark nach Milch, Kardamom und Ingwer. Sie servierte ihn immer ungesüßt, und ich half jedes Mal mit einem der kleinen blauen Zuckerpäckchen nach. Das Bier hieß Karma-Bier. So stand es auf dem Etikett, und das war wohl auch der einzige Grund, warum es getrunken wurde, abgesehen davon, dass es kalt und alkoholisch war. Dazu ließ sie mir außerdem einen dünnen, runden Cracker von der Größe eines Tellers da, in den Gewürze hineingebacken waren, die ich noch nie genau hatte identifizieren können. Ich brach ein Stück ab und tunkte es in die kleine silberne Schale mit Tamarindchutney.

»Samosas oder Momos?«, fragte sie.

»Beides.«

Dolmas klingendes Lachen ertönte. »Du wirst noch dick.«

»Ich habe keine Zeit, dick zu werden.«

Wieder ertönte ihr Lachen, und sie verschwand in der Küche.

Die zu einer Pyramide aufgetürmten, frittierten Samosas waren gerade so scharf gewürzt, dass sich meine Wangen mit Farbe überzogen. Ich zerteilte sie und ließ den heißen Dampf entweichen, ehe ich sie in die kühle Minzsauce tauchte. Die Momos, dampfende, blässliche Teigtaschen, erinnerten mich jedes Mal an die flachen runden Sofakissen meiner Tante. Sie sind mit Hühnchen gefüllt und nicht besonders scharf, bis man sie in die Tomatensauce, genannt Achar, taucht. Ein scharfes, pikantes Chutney, dem nichts gleichkam.

Allmählich erwachten meine Geschmacksknospen wieder zu neuem Leben. Die Medikamente, die ich fast mein gesamtes Erwachsenenleben über eingenommen hatte, verschwanden langsam aus meinem Körper. Dinge, von denen ich dachte, ich würde sie mögen, waren so viel besser, als ich sie in Erinnerung hatte. Dolma brachte mir eine neue Tasse Tee und tauschte sie gegen meine leere aus. Für einen Moment überlegte ich, während des nächsten Monats nichts anderes zu trinken.

»Ich gönne mir heute Abend was«, sagte ich ihr. »Meine ganzen Lieblingsgerichte.«

»Alle?« Sie sah mich skeptisch an.

»Alle.« Ich machte eine ausladende Geste mit den Armen.

Im Restaurant gab es etwa 15 Tische, und die Hälfte davon war besetzt. Die Glocke über der Tür ertönte alle paar Minuten, je näher die Essenszeit rückte. Alle kamen sie hierher, vom mittellosen Klamottendesigner, der im Keller seines Vermieters arbeitete, bis zum Marketingleiter mit schicker Designer-Brille. Das Essen war billig und köstlich. Dolma hatte drei Nichten und einen Sohn, die Bestellungen entgegennahmen und Getränke sowie dampfende Currys verteilten.

Noch bevor mein erstes Hauptgericht eintraf, klingelte mein Telefon. Es war mein Exmann.

»Geht's dir gut?«, fragte er, nachdem ich abgehoben hatte.

»Fantabulös«, sagte ich. »Wie geht's dir?«

Sein Gesicht war ernst. Das konnte ich an seiner Stimme erkennen. »Letzte Woche ging es dir nämlich nicht besonders gut.«

»Mir geht's jetzt besser.« Ich tunkte ein abgebrochenes Samosa-Stückchen in die Minzsauce und steckte es in den Mund. Göttlich.

»Bist du dir sicher?«

»Überzeug dich selbst. Ich bin bei Dolma. Hab schon genug für uns beide bestellt.«

Lange vor Richard kam das Essen. Zuerst Kartoffel- und Blumenkohlstückchen, die in einer dicken, orangefarbenen Currysauce schwammen. Eine der Nichten stellte sie auf den Postkarten aus Nepal ab, die geschützt unter der Glasplatte des Tisches lagen. Als Nächstes kam Basmatireis mit Erbsen und verdeckte die Landkarte des Mount Everest.

Ich bestellte noch grüne Bohnen, die mit Anis gewürzt waren, Lamm Vindaloo und Chicken Korma. Dann mein süßlich schmeckendes Lieblingsnudelgericht namens Chow-Chow, das regelmäßig Gäste verwirrte, die etwas anderes erwarteten. Ich bestellte Naan und Roti und dann Yak Chili, das sich eigentlich nicht groß von Beef Jerky unterschied, abgesehen davon, dass man sagen konnte, man hatte Yak zum Abendessen. Mein Zweitisch war nicht groß genug, also schob Dolmas Sohn einen weiteren Stuhl neben mich und stellte das Brot darauf ab.

Dann kreuzte Richard auf. Seine Krawatte war zerknautscht, genau wie sein Gesicht, in dem ich Krähenfüße erkannte, die vor kurzem noch nicht da waren. Er nahm Platz und warf einen Blick auf den überladenen Tisch. Kein Lachen, nicht einmal ein Lächeln. Wenn überhaupt, dann sah er resigniert aus. Hinter meinem Solarplexus spürte ich ein leichtes Flattern, eindeutig Zweifel, und ich bedauerte bereits, ihn hergeben zu haben.

»Hast du das alles bestellt?«

Man rügte mich.

»Ja, bedien dich.« Ich schob ihm das Lamm zu. Ein Friedensangebot, wie ein Kind, das versuchte, seiner Bestrafung zu entgehen. Er mochte Lamm.

Dolma schwebte vorbei, stellte wortlos eine Tasse Tee vor ihm ab und verschwand dann genauso geräuschlos wieder.

Er nahm einen Schluck und zuckte erschrocken zusammen, als er sich die Zunge daran verbrannte.

Die Woche zuvor – ehe ich Jenny und meinen Seelenklemp-

ner gefeuert hatte – war er bei mir vorbeigekommen. Ich hatte mich drei Tage lang geweigert, irgendjemanden in meine Nähe zu lassen, und war nicht mehr ans Telefon gegangen. Er benutzte den Ersatzschlüssel, den ich ihm für Notfälle gegeben hatte. Ein Notfall ist eine undichte Gasleitung bei offener Flamme. Ich hingegen hatte einfach nur eine kleine Unpässlichkeit. Ich saß auf dem Boden im Badezimmer und war fest entschlossen, dort zu bleiben, bis die Schwerkraft nicht mehr so unerträglich schwer wäre oder ich aber verfaulen und sterben würde – was auch immer als Erstes geschehen mochte. Mir war relativ egal, was von beidem letztendlich passierte, aber Richard – der nun mal so war, wie er war – dachte, es wäre am besten, wenn ich aufstünde. Doch die Schwerkraft drückte mich immer weiter nach unten, also blieb ich sitzen. Er redete mir gut zu, ich ignorierte ihn. Er drohte mir mit dem Krankenhaus. *Been there, done that...* Ich ignorierte ihn weiterhin. Ich ignorierte ihn so, wie Chuckles es mir beigebracht hatte.

Wenn es sein müsste, würde er mich, so ließ er mich wissen, den ganzen Weg aus der Wohnung bis zum Auto und weiter bis nach Cedars schleifen. Er griff mir unter die Arme und zog mich vom Boden hoch. Ich kämpfte dagegen an. Er zog. Einer von uns beiden hätte einfach klein beigegeben sollen. Ich hätte aufstehen sollen, selbst wenn ich es nicht wollte. Er hätte mich dort liegen lassen sollen. Ich hätte ihm keinen Ersatzschlüssel geben sollen. Er hätte nicht rüberkommen sollen. Ich hätte keinen Toast zum Frühstück essen sollen. Er hätte ein anderes T-Shirt anziehen sollen. Was auch immer, einer von beiden hätte etwas anders machen sollen, denn als er mir erneut unter die Arme griff und mich gewaltsam aus dem Badezimmer ins Apartment zog, kamen wir an einem Buchregal vorbei, auf dem ein Ventilator aus Metall stand. Ich schnappte ihn mir, und noch ehe dieser Gedanke vom Impulszentrum zu dem Teil mei-

nes Gehirns hätte gelangen können, der Logik oder Menschlichkeit kontrollierte, schleuderte ich ihn nach hinten und traf Richard damit am Kopf.

Er ließ mich fallen, ich knallte auf den Boden und prellte mir das Steißbein. Der Ventilator fiel donnernd zu Boden, er würde niemals wieder funktionieren, und Richard presste seine Hand an die Wange. Zwischen seinen Fingern sickerte Blut hervor, und ein Ausdruck des Schocks und des Verrats lag auf seinem Gesicht. Es war der gleiche Ausdruck, den man bei einem Kind sah, das nicht verstand, warum seine Mutter sich plötzlich und unbegreiflicherweise gegen es gewendet hatte.

Der Schnitt blutete unablässig, wie das Gesichtsverletzungen so an sich haben, und wir stritten darüber, ob er genäht werden müsste oder nicht. Jetzt, hier bei Dolma, konnte ich sehen, dass die Schwellung verschwunden war, doch die Wange war noch immer leicht gelblich verfärbt und der Schnitt noch nicht verheilt. Was ich getan hatte, war unverzeihlich. Richard war da anderer Meinung. Aber insgeheim weiß doch jeder, wann der Moment gekommen ist, an dem man nichts mehr rückgängig machen kann, wenn einem bewusst wird, wozu man in der Lage ist. Selbst wenn man eigentlich glauben will, dass man ein besserer Mensch sein kann und sein wird. Und das war auch genau der Moment, in dem ich beschlossen hatte, meinen Seeleklempner zu feuern. Diese Sitzungen waren ganz eindeutig reine Geldverschwendung gewesen. Mich um sich zu haben ist, als hätte man einen Schimpansen als Haustier. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis er beginnt, alles zu demolieren, und jemand ihn erschießen muss.

Jetzt taten Richard und ich so, als ob nichts zwischen uns vorgefallen wäre, weil es für mich viel zu beschämend und für ihn zu peinlich war, Zeuge meiner Beschämung zu sein. Stattdessen gestand ich diesem nagenden Gefühl zu, sich häuslich

in meinen Eingeweiden niederzulassen wie ein Bandwurm. Das zum einen. Außerdem bot ich ihm mein Lammgericht an.

»Ich kann nicht bleiben«, sagte er. »Ich treffe mich mit Sheila zum Abendessen. Ich wollte nur kurz nach dir sehen.«

Ich hielt ihm den Korb mit Naan hin und schwenkte ihn vor seiner Nase hin und her. »Knoblauch. Dein Lieblings-Naan.«

Er bedachte mich mit einem dieser falschen Lächeln, bei dem die Mundwinkel sich nicht entscheiden konnten, ob sie nach oben oder unten zeigen sollten, und stattdessen irgendwo dazwischen herumzuckten, was immer ein Zeichen dafür war, dass er mir nichts nachtragen würde. Er riss sich ein Stück Brot ab, steckte es in den Mund und spülte es mit heißem Tee hinunter.

Der Bandwurm blieb, wo er war, aber meine Zweifel legten sich etwas. Außerdem freute ich mich, weil sein Atem nach Knoblauch stinken würde, wenn er Sheila gleich traf.

»Geht's dir jetzt wirklich gut?«, fragte er.

»Absolut«, versicherte ich ihm, schaufelte einen Löffel Korma auf meinen Teller und nahm mein Brot, um etwas von der Soße aufzutunken.

»Arbeitest du gerade?«

»Wie eine Wahnsinnige.«

»Ich würde ja fragen, ob du auch genug isst«, sagte er, »aber unter den gegebenen Umständen ...«

»Mach dir keine Sorgen. Das hier reicht für eine ganze Woche.«

Er sah mich an, dann blickte er auf seine Uhr und stand auf. »Ich muss los, ich bin spät dran.« Er beugte sich über den Tisch, drückte die Krawatte gegen seinen Bauch, damit sie nicht in mein Achar hing. »Nur nicht übertreiben, ja?«

»Bei allem«, sagte ich.

Nachdem er gegangen war, schob ich meinen Teller weg. Alle aufgetragenen Gerichte waren noch mehr als halb voll.

Dolma kam vorbei, ohne seinen Aufbruch zu kommentieren, und fragte: »Nachtisch?«

»Ja, Kheer, bitte«, sagte ich. »Und das andere bitte einpacken.«

Ich stellte die Plastiktüte mit den eingepackten Resten in den Kühlschrank und zog mein T-Shirt und meine Hose aus. Am Saum war etwas Farbe, die einfach nicht rauszubekommen war. Dann stand ich in Unterwäsche da und drückte einen Finger in meinen aufgeblähten Bauch. Schon verrückt, dass ein vollgestopfter Bauch ähnlich aussieht wie ein aufgeblähter Hungerbauch.

Ich holte ein extragroßes T-Shirt aus einer Schublade, zog es über und tappte währenddessen blindlings ins Badezimmer. Dort öffnete ich den Medizinschrank, betrachtete mein Spiegelbild, das mir mit der Tür entgegenkam und dann zur Seite schwang. Das untere Regal war voller verschreibungspflichtiger brauner Fläschchen. Mehr, als ich auf einmal in beiden Händen tragen konnte, dennoch gelang es mir, die Fläschchen die drei Schritte bis zur Badewanne zu bugsieren. Ich setzte mich auf den Wannenrand und stellte sie wie Soldaten in einer Reihe neben mir auf.

Ich öffnete das erste Fläschchen, drückte den komplizierten kindersicheren Verschluss nach unten und drehte gleichzeitig, alles nur, damit kein klinisch depressives Kleinkind meine Medikamente in die Finger bekam. Dann kippte ich es über der Toilette aus. Die weiß-hellblauen Tabletten ploppten ins Wasser, das nach oben spritzte. Ein paar Tropfen landeten auf meinen Knien.

»Gute Nacht, Depakote.«

Dann waren die pinkfarbenen dran. *Plopp-plopp-plopp-plopp*. Sie hatten mich vollkommen groggy gemacht.

»Adios, Seroquel.«

Ich kippte die Flasche ganz aus. Die waren vielleicht spaßig gewesen – Schwindelanfälle, Verstopfung und zugenommen hatte ich davon auch.

»Ach, Thorazine.« Ich schüttete die orangefarbenen Tabletten in meine Hand und ließ sie in die Kloschüssel fallen. Ihnen hatte ich es zu verdanken, dass im Bett absolut nichts mehr gelaufen war, außerdem hatten sie mich nervös gemacht. »War mir absolut kein Vergnügen.«

Weitere Pillen. Weitere Fläschchen. Schließlich kam das letzte dran: das mit den pinkfarbenen Kapseln, mit denen alles so schmeckte, als hätte man den Mund voller Nägel. Ihretwegen nahm ich sieben Kilo ab, wenigstens mal eine Abwechslung zu den anderen Medikamenten.

Über zwanzig Jahre lang musste mein Körper für einen Medikamentenversuch nach dem anderen herhalten. Ich lebte mit dem ständigen Gefühl, die Luft um mich herum wäre wie ein undurchdringlicher, dichter Nebel. Meine Bewegungen, Gedanken und Empfindungen waren langsamer und gedämpft. Ich hatte Medikamente genommen, die meine Persönlichkeit auslöschten und, was noch schlimmer war, meine Lust zu arbeiten, zu baden, zu atmen. Doch wenn ich aufhörte, sie zu nehmen, war ich dem zähnebleckenden schwarzen Monster auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, das sich tagelang auf meiner Brust niederließ, nur um dann von einem Moment auf den anderen aufzuspringen, sodass sich alles plötzlich im Schnelldurchlauf abspielte. Vor zwei Jahren hatte ich mich zum Beispiel drei Tage lang ins Badezimmer eingeschlossen, nur um dann rauszukommen und mitten in der Nacht die Küchenschränke neu zu streichen.

Und das war nichts – absolut gar nichts – im Vergleich zu dem, was sonst noch geschehen konnte. Ich hatte es am eige-

nen Leib erlebt und musste alles daransetzen, dass es sich nicht wiederholte.

Ich konnte nicht mit den Tabletten leben. Da war ich mir ganz sicher. Und ohne sie zu leben war gefährlich, nicht nur für mich, sondern auch für alle, die mir etwas bedeuteten. Auch da war ich mir ganz sicher. Da war sie also. Die einzig mögliche Entscheidung.

»Bye-bye, Lithium«, sagte ich und spülte die herumstrudelnden Pillen hinunter.

Irgendwo in der Bucht würde ein Schwarm Fische jetzt eine Überdosis Neuroleptika abbekommen. Unter keinen Umständen sollten sie dann schwere Maschinen bedienen.

29 TAGE

»Was?«, knurrte ich in den Hörer.

»Wo bist du?«

Carla war die Chefin der Galerie Taylor, wobei ihre Hauptaufgabe darin bestand, ihre Künstler im Zaum zu halten, damit sie nicht beim Schmuggeln unter Artenschutz stehender Papageien in Panama festgenommen wurden – alles schon vorgekommen. Sie hat einen Magister in Kunstgeschichte von der NYU und einen Hang zur Selbstkasteiung, vergleichbar mit dem eines Opus-Dei-Anhängers. Sie hätte etwas Besseres verdient. Bei mir war sie dafür allerdings an der falschen Adresse.

Ich warf drei Speckstreifen in die heiße gusseiserne Bratpfanne und machte einen Satz nach hinten, um dem spritzenden Fett auszuweichen.

»Ich bin ans Telefon gegangen. Das ist dein erster Hinweis.«

»Du solltest *hier* sein. Deine Arbeiten sollten hier sein. Wir sollten in genau dieser Minute darüber sprechen, wo wir sie platzieren wollen.«

»Ich habe beschlossen, mich ausschließlich mit Speck zu beschäftigen.«

Aus diesem Anlass friemelte ich einen weiteren Streifen aus der Verpackung und warf ihn in die Pfanne. Der Geruch hatte etwas Aufregendes, Berauschendes. Es gibt nichts Besseres als den süßlichen, rauchigen Geruch von totem Schwein.

Ich hörte, wie Carla den Hörer von ihrem Mund weg hielt und jemandem etwas zumurmelte.

»Ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll«, sagte sie an mich gerichtet.

»Ich komme nicht in die Galerie.«

Den Hörer zwischen Ohr und Schulter geklemmt öffnete ich den Kühlschrank. Eine Schachtel Eier. Eingelegte Jalapeños. Geriebener Cheddarkäse. Zwiebeln.

»Du kommst heute nicht vorbei?«

»Gar nicht mehr. Ich habe einen transformativen Monat.«

»Ist das jetzt irgendein angesagter New-Age-Scheiß?«

»Vermutlich nicht. Bei mir ist auch Alk mit im Spiel.«

»Ich werde nackte Wände haben, Clementine. Große, leere weiße Wände. Ich habe einen Katalog gedruckt. Leute kommen zur Ausstellungseröffnung. *Käufer* kommen zur Eröffnung. *Kritiker*. Sie erwarten, dass das, was im Katalog abgebildet ist, tatsächlich an den Wänden hängt. So funktioniert das. So verdienen wir unser Geld. So verdienst *du* dein Geld.«

»Fünfzig Prozent vom Verkaufspreis.«

»Willst du jetzt verhandeln?«

»Nö.« Ich holte den Speck mit einer Gabel aus der Pfanne und schlug zwei Eier in das blubbernde Schweinefett. »Ich verhandle überhaupt nicht mehr. Nie mehr.«

»Ich weiß nicht, was mit dir los ist, Clementine. Ist Jenny da? Lass mich mit Jenny sprechen.«

»Hab sie gefeuert.«

»Du hast sie gefeuert?!«

Ich musste den Hörer kurz vom Ohr weghalten.

»Letzte Woche«, erwiderte ich, als der Aufschrei verhallt war.

Ich gab den Käse und die Jalapeños zu den Eiern und ging zum Küchentisch. Dort rüttelte ich an der Computermouse und wartete darauf, dass der Bildschirm aus dem Schlafmodus erwachte.

»Clementine, die Ausstellung ist in einer Woche.«

»Die wird wohl ohne mich stattfinden müssen«, sagte ich und legte auf.

Chuckles hüpfte auf den Tisch und schnüffelte an meinem Teller, bevor er mich wieder mit dem Anblick seines Hinterteils beglückte. Chuckles hielt von Jalapeños in etwa so viel wie von Hunden.

»Wenn du so weitermachst«, warnte ich ihn, schnappte ihn mir und setzte ihn auf den Boden, »dann finden wir für dich höchstens eine Katzen-Messie-Tante, bei der die mumifizierte Leiche ihrer Schwester noch im Hinterzimmer sitzt.«

Er maunzte mich an, was ich als Bockigkeit interpretierte.

Ich hatte meine Internetrecherche gestartet, bevor die Lust auf Speck überhandgenommen hatte. Das war das einzige Essen, das ich zubereiten konnte und das mir auch stets so gut gelang, dass sich diese Anstrengung überhaupt lohnte. Ich gabelte einen Speckstreifen auf und kaute ihn. Unglaublich, wie lecker das war. Das Fett war noch immer weich genug, um ein paar Trichinen zu beherbergen, und genau so mochte ich es. Eine Mahlzeit ohne Risiko auf irgendwelche parasitischen Wurmlarven ist keine richtige Mahlzeit.

Ich hatte bereits mehrere Möglichkeiten in Betracht gezogen, recherchiert und wieder verworfen, und es war noch nicht einmal zehn Uhr vormittags. Ich war ein Wunder an Produktivität. Sich erhängen dauert zum Beispiel viel zu lange. Entgegen der allgemein verbreiteten Ansicht bricht der Nacken nicht. Man hängt einfach nur zuckend da und erstickt. Und wenn es dann vorbei ist, sieht man alles andere als gut aus. Schusswaffen sind schneller, aber das Säubern danach ist die Hölle. Das übernimmt nämlich nicht die Polizei, wie die wenigsten wissen. Die nehmen nur den Leichnam mit. Die Gehirnmasse, die an den Wänden kleben bleibt, ist das Problem der Angehörigen. Vor einigen Jahren gab es eine regelrechte Suizid-Welle

in L. A. Die Leute hielten mit ihrem Auto einfach auf den Zugschienen an und nahmen in Kauf, dass andere Menschen dabei zu Schaden kamen.

Sosehr ich diese Medikamente auch verabscheut hatte, so langsam bedauerte ich, sie die Toilette hinuntergespült zu haben. Vielleicht hätte ich mir einfach eine Art neuroleptischen Cocktail mit einem Schuss Gin und einer Zitronenscheibe machen können.

Ich gab »Überdosis« in die Suchmaschine ein und stieß auf einen interessanten Zeitungsbericht:

In den letzten Monaten hat die US-Zollbehörde so viel Tierbetäubungsmittel wie nie zuvor beschlagnahmt. Vor allem bei älteren Bürgern und ihren Angehörigen, die sich das Mittel bei illegalen mexikanischen Apotheken beschafften und dann über die Grenze schmuggelten, wurden häufig große Mengen gefunden. Verabreicht man sie hoch dosiert, sind sie für den Menschen tödlich. Diese Entdeckung hat die Debatte über Sterbehilfe wieder neu entfacht.

Die Zahl todkranker Patienten, die sich eine Überdosis dieser Medikamente verabreichen, nimmt nach neuesten Erkenntnissen immer weiter zu.

Ich las den restlichen Artikel – die ganzen sechs Seiten.

Garden Grove hört sich nach einem schöneren Ort an, als es tatsächlich ist. Es liegt 35 Meilen südlich von Los Angeles mitten im Orange County, wo man große Shoppingzentren und die Republikaner schätzt. Ich muss es wissen, denn ich bin mit fünfzehn dort hingezogen – die Neue an der Schule, was ganz besonders großartig ist, wenn man 1,85 Meter misst und alle anderen in der Regel um mindestens einen Kopf überragt. Wenn

man es noch dazu so einrichten kann, dass ein paar unglaublich schlimme Gerüchte über die eigene Familie kursieren – dann ist es das Nonplusultra.

Ich verließ die Fifth und bog zweimal rechts und einmal links auf den Spring Lake Drive ab. Das Haus meiner Tante ist das dritte nach der Ecke auf der linken Seite. Man muss zählen, denn alle Häuser sind beige, haben rechter Hand eine Auffahrt, zwei Fenster und eine Veranda, zu der drei Stufen führen. Bei allen steht ein Baum im Vorgarten. Es ist schon vorgekommen, dass ein Baum krank war und alle Blätter verloren hat. Das ist dann zwar ein hilfreiches, zugleich aber auch unzuverlässiges Erkennungszeichen – zählen ist immer noch am besten. Es geht das Gerücht um, in den Siebzigern hätte jemand versucht, einen Rosenstrauch zu pflanzen. Man hat nie wieder von ihm gehört.

Ich parkte in der Auffahrt, wo mein kaputter rechter Kotflügel bei der nächsten Nachbarschaftszusammenkunft als eigener Tagesordnungspunkt erörtert werden würde, nahm die drei Stufen zur beige Veranda, klingelte, steckte meine Hände in die Hosentaschen und schnupperte. Der Ort roch genau so wie früher, und ich wurde wieder zu einem kleinen Mädchen.

Wie immer ließ sich Tante Trudy in der Sonne braten. Vom Haaransatz bis zum Knöchel hatte sie sich mit demselben Sonnenöl von Banana Boat eingeölt, das sie seit Jahren verwendete. Bis heute kann ich keinen Kokoskuchen riechen, ohne sofort vietnamkriegsähnliche Flashbacks vor Augen zu haben.

»Du hättest vorher anrufen können.«

Die Haut an ihren Beinen hing über ihre Knie wie eine ausgeleierte Strumpfhose, und ihre dünnen Arme schwabbelten.

»Dann ist doch der ganze Effekt futsch.«

Sie musterte mich von oben bis unten. »Na ja, du kannst ge-

nauso gut reinkommen, ehe uns die Rechnung für die Klimaanlage noch an den Bettelstab bringt.«

Ich trat nach ihr ein. Ihr grün-blau kariertes Badeanzug war an den Beinen relativ kurz und bauschte sich am Gesäß, als sie sich umdrehte. Ihr Hintern war so flach wie der eines alten Mannes. Sie ging weiter und ich folgte ihr durch Wohnzimmer und Küche, geradewegs durch die gläsernen Schiebetüren in den Garten.

Ihr Liegestuhl stand wie immer neben dem Pool, in dem ich sie noch nie hatte baden sehen, der jedoch wöchentlich gewartet wurde. Ich wusste das. Schließlich bezahlte ich die Rechnungen. Sie legte sich hin und wandte ihr nussbraunes Gesicht der Mittagssonne zu. Man kann nur vermuten, dass Hautkrebs gewisse konservierende Eigenschaften haben muss.

»Eistee ist im Kühlschrank, falls du welchen willst.«

Ihr Glas stand neben ihrem Ellenbogen, die Eiswürfel zu Splintern geschmolzen, die an der Oberfläche schwammen.

Ich setzte mich auf die Liege gegenüber.

»Ich will wissen, was mit Dad passiert ist.«

Sie sah mich nicht an, aber ich bemerkte, wie der Rhythmus ihrer Brust, das Auf und Ab des Atems, kurz stockte und sich dann veränderte.

»Warum?«

»Weil ich es wissen will.«

Sie zog eine Schnute, als hätte ich sie darum gebeten, mir die Haare aus dem Gesicht zu halten, während ich mich über ihre Schuhe erbrach.

»Er ist abgehauen«, sagte sie mit geschlossenen Augen, immer noch der Sonne zugewandt, ähnlich einer blühenden Blume oder einer Eidechse, die ihre Körpertemperatur regulierte, je nachdem, wie man sie betrachtete.

»Weißt du warum?«

»Ich nehme an, er hat eine andere gehabt. Aber wie er *das* angestellt haben soll, steht auf einem anderen Blatt. Dein Vater war kein attraktiver Kerl.«

Die Erinnerungen, die ich an meinen Vater hatte, waren die eines Kindes; ich wusste nicht, ob er gutaussehend gewesen war. Und selbst wenn, würde Trudy das wahrscheinlich nie zugeben. Ich hatte keine Fotos von ihm. Nur wenige Dinge hatten das Zerbrechen meiner Familie überlebt, und von denen hatte es nichts bis zu mir geschafft. Keine weitergereichten Möbel für mein Zimmer im Studentenwohnheim. Keine Familienfotos, die auf meinem Kaminsims standen. Nicht dass ich je einen Kaminsims gehabt hätte.

»Wusste Mom davon?«

»Deine Mutter hat nicht gerne über solche Dinge gesprochen, und ich habe meine Nase da nicht reingesteckt. Das ging mich nichts an.«

Sie drehte den Kopf gerade weit genug, um mir einen vorwurfsvollen Blick zuzuwerfen und mich daran zu erinnern, dass es auch mich nichts anging.

»Warum fragst du mich das jetzt?«, wollte sie in ihrem strengen Tonfall wissen. Bevor sie Bob geheiratet hatte, war sie Lehrerin gewesen – und noch dazu eine gefürchtete.

»Ich will es einfach wissen.«

Tatsächlich erinnerte ich mich, was meinen Vater betraf, nur an sehr wenig. Ich wusste noch, wie es gewesen war, als er ging, aber so gut wie nichts aus der Zeit davor. Er tauchte als verschwommener, unklarer Schatten im Dunstkreis meiner Erinnerungen auf, ein Erwachsener am Rand einer Geburtstagsparty oder jemand, der meiner Schwester und mir ein Bad einließ. Ich war mir ziemlich sicher, dass er braunes Haar hatte, das war dann aber auch schon so ziemlich alles.

»Ich kann dir da leider nicht helfen«, sagte sie. »Nachdem er

abgehauen ist, habe ich niemals wieder von ihm gehört. Kein einziges Wort und glaub bloß nicht, dass das für deine Mutter nicht schwer war. Natürlich entschuldigt sie das nicht. Das will ich damit nicht sagen.«

»Überhaupt kein Hinweis? Eine Kreditkartenabrechnung oder etwas in der Art?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

Ich blickte zu meinen Füßen. Sie waren groß. In meiner Größe sahen Schuhe niemals gut aus, also hatte ich mich damit abgefunden und scherte mich nicht mehr darum, was für Schuhe ich trug. Gerade waren es schwere Stiefel, in denen meine Füße regelrecht kochten.

Tante Trudy stieß einen verärgerten Seufzer aus, der sich so anhörte, als käme etwas Spucke mit.

»Lass es gut sein, Clementine.«

»Sag mir, an was du dich erinnerst, dann gehe ich nach Hause, und du kannst dich in aller Ruhe weitersonnen.«

»Ich sonne mich bereits weiter.«

Ich wartete.

Es funktionierte.

»Er war Steuerberater, hat für eine Firma in Encino gearbeitet, eine Steuerberatungsfirma. Parker und noch was hießen die. Er hatte einen Schnurrbart, in dem immer etwas Essen hängen blieb, insbesondere der Senf von Hotdogs. Seine Beine waren dünn, und er trug seine Uhr immer an der Unterseite des Handgelenks, weiß der Geier warum. Er war genauso groß wie du. Deine Mutter war noch sehr jung, als sie ihn geheiratet und euch Mädchen bekommen hat. Sie haben sich vor einem Kino kennengelernt. Sind vielleicht sechs Monate miteinander ausgegangen, ehe er ihr einen Heiratsantrag gemacht hat. Verdammst, Clementine, er könnte inzwischen längst gestorben sein. Was ändert das jetzt noch?«

Ich spürte einen Stich im Magen, als würde eine Nadel in einen Luftballon gestochen. Sie hatte recht. Mom war tot. Es gab keinen Grund zu denken, dass er noch leben musste. Zwischen verwaist und verlassen war der Unterschied nicht so groß. Nur, dass es dann keine Möglichkeit mehr für ein Gespräch gab.

»Ich muss mal auf die Toilette«, sagte ich und ging nach drinnen.

Dort öffnete ich den Kühlschrank, denselben, den sie seit den Siebzigern hatte. Der Krug mit dem Eistee war schwer und aus Glas mit leuchtenden orangefarbenen Sonnenstrahlen, die von der Mitte ausgingen. Jeder Sammler von 50er-Jahre-Nippes würde sich danach die Finger lecken. Ich schenkte mir etwas in ein dazu passendes Glas aus der Vitrine ein und nahm es mit in den Flur. An den Wänden hingen Porträtaufnahmen von Trudy und ihrem zweiten Mann Bob. Seit ihrer Hochzeit hatten sie sich alle paar Jahre ablichten lassen, und so gab es jetzt ein Dutzend Fotos in chronologischer Reihenfolge, wie ein Dauerkino des Alterns.

Ich ging am Badezimmer mit dem flauschigen hellblauen Überzug auf dem Toilettendeckel vorbei in mein altes Zimmer, das jetzt nicht mehr mein Zimmer war. Die Wände waren gelb und standen gerade weit genug auseinander, um ein Bett, eine Kommode und einen Schreibtisch darin unterzubringen, wenn es einen nicht zu sehr störte, sich ständig das Schienbein anzuschlagen. Vor dem Tod meiner Mutter und meiner Schwester war es Tante Trudys Nähzimmer gewesen, in dem nur sehr wenig genäht wurde, dafür aber umso mehr Seifenopern auf dem kleinen Schwarzweißfernseher in der Ecke liefen. Sie entfernte den Fernseher an dem Tag, als ich kam, und stellte ihn wieder hinein, als ich auszog, um auf die Kunsthochschule zu gehen. Ich trat zum Fenstersims und fuhr mit der Hand über die Un-

terseite. Meine Initialen, hineingeritzt mit einem Messer, waren noch immer da, das hatte doch etwas zu bedeuten, fand ich.

Von den drei Jahren, in denen ich in diesem Zimmer geschlafen hatte, konnte ich mich an vieles nicht mehr erinnern, und mir war auch nicht wirklich danach, jetzt darüber nachzudenken. Irgendwann musste ich dann tatsächlich auf die Toilette.

Als ich wieder zurück in den Garten kam, war Bob vom Einkaufen zurück. Die Papiertüten standen noch auf der Theke, doch er hatte sein Hemd ausgezogen und saß mit bloßem Oberkörper auf einem Stuhl neben Trudy. Aufgrund einer genetischen Veranlagung hatte er keinerlei Körperbehaarung. Noch nicht einmal Wimpern, was sich unbedeutend anhört, und doch fehlen sie, wenn man jemanden ansieht. Er war fast so braun wie Trudy, aber nur fast.

»Clementine!«, rief er.

Trudy hatte wohl nicht erwähnt, dass ich da war.

»Ich wusste nicht, dass du uns besuchen kommst.«

»Wir haben nur in ein paar alten Familienerinnerungen geschwelgt«, sagte ich.

Er nickte. Bob hatte mich schon immer mehr gemocht als Trudy. Rückblickend war es vermutlich eine Erleichterung für ihn gewesen, nicht der einzige Freak im Haus zu sein.

»Lasst euch nicht unterbrechen«, sagte er, legte die Hände auf die Knie und richtete sich zu seiner vollen Größe von knapp 1,70 Meter auf. »Mein Eis da drin schmilzt.«

Trudy und ich sahen ihm zu, wie er sein ganzes Gewicht einsetzte, um die klemmende Schiebetür aufzuziehen, und dann nach drinnen schlenderte.

»Er ist ein guter Mann«, sagte sie.

Ich widersprach nicht.

»Ich hatte mehr Glück als deine Mutter.«

Sie sprach von ihr immer als »meine Mutter«, nannte sie nie beim Namen.

»Wie die meisten Leute.«

Ich fand allein zur Tür, auf dem Weg nahm ich eine halb leere Flasche Jack Daniel's von der offenen Hausbar mit. Ich war der Meinung, das stünde mir zu.

28 TAGE

»Würden Sie sagen, dass ein Huhn wie ein Mensch ist?«

Beide Hände des Metzgers lagen flach auf der Fleischtheke, auf seinen Fingern sprossen schwarze, borstige Haare. Hinter der Glasscheibe waren zart marmorierte rote Steaks schindelartig übereinandergestapelt, Schulterstücke lagen aufgereiht neben bereits zubereiteten Fleischspießen, die in grüne Plastikfolie eingeschlagen waren.

»Sie meinen, jetzt vom Geist her, oder wie?«, fragte er.

»Ich muss üben, Injektionen zu verabreichen. Würden Sie dafür ein Huhn empfehlen?«

»Ganz sicher würde ich dafür kein tiefgefrorenes Huhn empfehlen.« Er drückte sich vom Tresen weg, und seine breiten Schultern sanken von den Ohren herab. Dann steckte er seine haarigen Hände in die Taschen seines Arbeitskittels. »Ein frisches könnte geeignet sein.«

»Dann nehme ich das«, sagte ich.

Er verschwand durch die Schwingtür, hinter der sich, so nahm ich an, die Tische befanden, auf denen Hühner, Schweine und wildgefangener Lachs aus Alaska zerlegt und in ihre köstlichsten Stücke zerteilt wurden. Schließlich kam er mit meinem Huhn zurück, in weißes Metzgerpapier eingeschlagen, und ließ es auf die Waage fallen.

»Und noch ein T-Bone-Steak«, sagte ich.

»Auch für Injektionen?«

»Nein, zum Essen.«

Zu Hause lernte ich dann auf die harte Tour, dass Chuckles im Badezimmer eingesperrt werden musste. Offenbar hatte er keinerlei Respekt vor wissenschaftlichen Experimenten.

Ich durchwühlte meine Regale auf der Suche nach den Erste-Hilfe-Handschuhen, die Jenny verwendete, wenn sie etwas zusammenmischen sollte, was sie als besonders giftig erachtete. Rohes Hühnchenfleisch schien mir das Äquivalent zu Cadmium zu sein. Schließlich wollte ich mich umbringen, nicht Dünnpfiff bekommen.

Chuckles hatte meine Ablenkung ausgenutzt und war vom Boden auf einen Stuhl und dann auf den Küchentresen gesprungen, wo er sich so schnell auf seine hilflose Beute stürzte, als könnte diese noch die Flucht ergreifen. Er hatte seine Zähne bereits in das Hinterteil des Huhns gebohrt, als ich endlich aufsaß und einen ebenso erschrockenen wie fassungslosen Schrei ausstieß. Die Ohren flach an seinen überzüchteten, zerkrautschten Kopf angelegt, zog Chuckles das tote Huhn, das mindestens so groß war wie er selbst, rückwärts über die Theke. Wie Harrison Ford, der sich in »Auf der Flucht« einem Sprung von der Mauer eines Staudamms gegenüber sieht, ließ Chuckles sich und das Hühnervieh über die Tischkante fallen. Sie gaben ein unidentifizierbares Knäuel von kaltem, totem Fleisch und Fell ab und landeten mit einem Rums auf dem glatten Zementboden.

»Chuckles!«, brüllte ich.

Ich bin mir fast sicher, dass ich ein lautes »Uff« von ihm gehört habe, als Beute und Jäger neben dem Kühlschrank zum Liegen kamen. Chuckles hatte alle vier Beine um den geköpften Vogel geschlungen und presste ihn fest an seine haarige Brust, es erinnerte auf befremdliche Art an eine Sexstellung, eine bizarre, artübergreifende 69. Als er sich wieder löste und versuchte, das über zwei Kilo schwere Federvieh unter den Küchentisch zu ziehen, war sein Blick wild, voll fleischlicher Inbrunst.

»Chuckles, du Affenarsch!«

Ich packte ihn am Genick, trennte ihn von seinem Paarungspartner, beziehungsweise seiner Mahlzeit, und beförderte ihn am ausgestreckten Arm ins Bad. Kurz überlegte ich, seinen gesamten, von Bakterien besudelten Körper in der Badewanne mit Shampoo zu bearbeiten, aber – seien wir an dieser Stelle mal ganz ehrlich – das wäre ein Kampf gewesen, den ich nicht mit hundertprozentiger Sicherheit hätte gewinnen können. Und selbst wenn ich es geschafft hätte, wäre danach mit schrecklichen Racheakten von seiner Seite zu rechnen gewesen.

»Wenn du mir hier alles vollkottz«, teilte ich ihm stattdessen mit, »dann verfüttere ich dich an den Golden Retriever der Nachbarn, so wahr mir Gott helfe.«

Damit ließ ich ihn auf die Badematte fallen und schloss die Tür.

Chuckles heulte wie ein Baby, das durch den Fleischwolf getrieben wurde, und streckte eine weiße Pfote durch den Spalt am unteren Türrand.

Mit einer halben Flasche Desinfektionsmittel brachte ich die Küche wieder in Ordnung. Danach nahm ich eines der Gläser, die ich zum Anmischen von Klebstofflösungen benutzte, füllte es mit Leitungswasser und tropfte etwas Tusche hinein. Ein paar Monate lang hatte ich ein Verhältnis mit einem Diabetiker gehabt. Nachdem ich ihn aus meinem Bett befördert hatte, räumte ich seine restlichen Spritzen aus dem Badezimmer in meinen Vorratsschrank. Man wusste nie, was man eines Tages noch gebrauchen konnte. Ich zog etwas verdünnte Tusche mit einer Spritze auf, wie ich es in diversen Arztserien gesehen hatte. Dann führte ich, die »medizinische Webseite, der die meisten Leute vertrauen« auf dem Bildschirm vor mir geöffnet, die Nadel langsam in den Brustmuskel ein, ehe ich den Kolben mit beständigem Druck nach unten presste. Die Tusche ent-

wich dem Plastikzylinder und breitete sich schwarz unter der zarten, cremefarbenen Haut aus, wo sie etwas hervorbrachte, das einem sehr schmerzhaften Bluterguss ähnelte.

Ich versuchte es weiter – etwa ein halbes Dutzend Mal –, bis der Tierkörper aussah, als hätte man ihn in eine schmale Gasse gezerrt und ihm gewaltsam Brieftasche und Uhr abgeknöpft. Zu dem Zeitpunkt hatte das Huhn dann auch Zimmertemperatur angenommen und fing an zu riechen wie etwas, na ja, wie etwas Totes eben. Ich legte es in den Kühlschrank, damit der Gestank sich nicht weiter ausbreitete.

Wäre Jenny hier gewesen, dann hätte sie mir in der Zwischenzeit ein Sandwich mit Wurst, Käse, Tomaten und Mayonnaise gemacht. Sie hätte es auf einem Teller angerichtet und zusammen mit einer Cola light auf den Arbeitstisch hinter der Staffelei neben die Tuben mit Acrylfarbe gestellt. Mein Magen knurrte, und ich dachte kurz daran, sie anzurufen und ihr eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter zu hinterlassen oder mir vielleicht auch nur ihre Ansage anzuhören und dann aufzulegen. Vielleicht fehlte es ihr ja auch, Sandwiches für mich zu machen.

Ehe ich mich selbst in Verlegenheit bringen konnte, hielt ich den Atem an, öffnete die Kühlschranktür und zog etwas von den Resten des tibetischen Essens heraus. Das Curry in der Pappschachtel war zu einem orangefarbenen Klumpen erstarrt. Ich stellte es – mitsamt Takeaway-Schachtel und allem Drum und Dran – in die Mikrowelle und hoffte das Beste.

Um mich von Jenny abzulenken, machte ich die Webseite für Parker, Combs & Jimenez ausfindig, einer Steuerkanzlei, die »seit 1965 im Dienste ihrer Kunden steht«. Tante Trudy hatte so ihre Fehler, doch ihr Gedächtnis gehörte nicht dazu. Die Seite war so grau und konservativ, wie man es von einer Steuerberater-Webseite erwarten würde. Darauf waren Porträtaufnah-

men der Partner zu sehen nebst kurzen Biographien, die einen nur hoffen ließen, bei einer Abendgesellschaft niemals den Platz neben einem von ihnen zugewiesen zu bekommen. Mein Vater oder andere Angestellte wurden nicht erwähnt. Keine Fotos von Firmenfeiern, noch nicht einmal von der Eingangshalle. Allerdings fand ich eine kurze Firmengeschichte und Zitate von zufriedenen Kunden, die die zentralen Werte der Firma, »Transparenz, Sorgfalt und Verantwortung«, priesen. Man hätte glatt den Eindruck bekommen können, die drei würden für ein öffentliches Amt kandidieren.

Ich versuchte, mir meinen Vater in einer beigefarbenen Arbeitskabine in Encino vorzustellen, die auf der Webseite abgebildeten Männer wie der Chor in einer griechischen Tragödie hinter ihm. Ich versuchte, ihn vor mir zu sehen, wie er sich jahrzehntelang abmühte, so transparent und sorgfältig wie nur möglich zu sein, während seine Haare ergrauten und seine Haltung immer gebückter wurde. Meine Erinnerung an ihn war verschwommen, eine Aufzählung äußerlicher Merkmale, ähnlich vage wie die Beschreibungen, die Zeugen oft von Verdächtigen in den Abendnachrichten abgaben: Weißer. Durchschnittliche Größe. Braunes Haar. Zuletzt mit einem Schnurrbart gesehen worden. Es war kein sehr detailliertes Bild.

Ich speicherte die Adresse in meinem Handy und blickte nach unten. Ich trug dieselben klobigen Stiefel wie am Tag zuvor, dieselbe Jeans, die an den Knöcheln ganz ausgefranst war, und ein anderes geripptes Tanktop. Wenigstens das hatte ich gewechselt. In den Rillen meiner Fingerkuppen und den Falten meiner Hand hatte sich blaue Farbe eingegraben. Auch unter meinen Nägeln schimmerte es blau.

Nachdem ich Chuckles wieder aus dem Badezimmer gelassen und selbst eine Dusche genommen hatte, waren meine Hände zwar immer noch blau, aber mein schwarzes Haar glänzte feucht

und roch nach Wacholder-Shampoo. Ich verrieb einen Tropfen Haarpflegeöl zwischen den Händen und knetete es in die Haarspitzen, die gerade bis auf die Schultern reichten. Dann zog ich einen Scheitel auf der linken Seite und strich die Haare meines Bobs hinter das rechte Ohr. Make-up ist mir zwar ein noch größeres Rätsel als Alchemie, trotzdem kramte ich meinen Kompaktpuder hervor. Ich nahm einen großen, puscheligen Pinsel und trug den Puder auf meine Wangen auf. Mit dem Finger verteilte ich auch etwas davon auf meinen Lidern. Sie waren dünnhäutiger als früher. Die Haut war nicht mehr so straff, und die feinen Linien um meine Augen hatten sich dauerhaft eingegraben. Ich nahm mein Parfüm und tupfte den blumigen Duft in die weiche Mulde hinter meinen Ohrläppchen.

Leider hatte ich nur eine kurze Einführung in die Geheimnisse der Weiblichkeit bekommen. Meine Mutter und meine jüngere Schwester waren gestorben, als ich 15 war. Hätte mein Vater einfach nur weitere sieben Jahre gewartet, dann hätte er sich die Mühe sparen können, uns zu verlassen.

Stattdessen verschwand er eines Abends, nachdem wir zu Bett gegangen waren. Ich weiß nicht genau, wie spät es war. Mom hatte es mir nie gesagt, und er hatte mich nicht geweckt. Am nächsten Morgen standen meine Schwester und ich auf, aßen Pancakes von Papptellern und sahen uns die Wiederholung von *Scooby Doo* im Fernsehen an. Alle drei glaubten wir, er würde zurückkommen. Zweien von uns war noch sehr lange nicht klar, dass er wirklich weg war. Er nahm nur einen Koffer mit und natürlich seinen aufgemotzten Wagen mit dem kleinen Schlitz im Beifahrersitz, den ich mit einer Schere hineingeschnitten hatte. Als wir am Montag in die Schule gingen, war er noch nicht zurück, und meine Schwester musste zur Schulkrankenschwester, weil sie so durcheinander war, dass sie den Unterricht störte. Meine Mutter holte sie ab. Ich hatte nichts

davon mitbekommen, bis ich in den Bus nach Hause stieg und meine Schwester nicht da war. An dem Tag rastete ich ziemlich aus, so was tun Drittklässler nun mal, wenn ein Familienmitglied nach dem anderen verschwindet. Er schickte keine Postkarte, rief auch nicht an und kam nie zurück. Irgendwann nach Weihnachten hörten wir auf, auf ihn zu warten. Und kurz vor den Sommerferien warf Mom seine Unterwäsche und Hosen weg, nicht aber seine Schuhe, die waren schließlich einmal teuer gewesen.

Encino ist eine kleine Gemeinde im San Fernando Valley, die so in die anderen Orte des Valleys übergeht, dass sie absolut nicht von ihnen zu unterscheiden ist. Man kann von einer Ortschaft zur nächsten fahren, wobei man immer an denselben Reinigungen, fragwürdigen Sushi-Restaurants und Tankstellen vorbeikommt, ohne dass einem irgendetwas auffallen würde, was die Grenze zum nächsten Ort markiert hätte. Es macht auch, ganz ehrlich, keinen großen Unterschied, wo man sich befindet. Wenn Encino überhaupt etwas von seinen geklonten Nachbarn unterscheidet, dann, dass die Zeit hier ihre Spuren hinterlassen hatte. Sherman Oaks und Woodland Hills haben auf ihr Erscheinungsbild geachtet und sich rechtzeitig kleinen Schönheitskorrekturen unterzogen, während Encino sich hat gehen lassen.

Ich nahm die 101 in nördlicher oder westlicher Richtung – je nachdem, auf welches Schild man schaute –, fuhr auf die Hauptstraße ab, blieb alle vier Blocks an einer Ampel stehen, bis die Läden mit Kronleuchtern und Teppichen neben den Nagelstudios und indischen Takeaway-Restaurants von immer größeren Bürotürmen abgelöst wurden. Die Nachmittagssonne des Valleys, heißer und heller als im restlichen Land, spiegelte sich in den dunklen Fenstern, die das Licht bündelten wie ein

riesiges Vergrößerungsglas, das uns alle wie Ameisen zu verbrennen drohte.

Ich parkte in einer Nebenstraße an einer kaputten Parkuhr, hoffte darauf, keinen Strafzettel zu bekommen, und trat durch die Eingangstür. Sie war schwer und öffnete sich mit einem lauten Pffft. Niemand saß an dem großen schwarzen Schreibtisch mit der weißen Orchidee aus Plastik, die einer überdimensionalen Schamlippe ähnelte. Es roch nach Toner und recycelter Luft, und der plötzliche Temperaturwechsel ließ den Schweiß auf meinem Rücken gefrieren. Laut der Übersichtstafel neben dem Aufzug hatten Parker, Combs & Jimenez ihre Büroräume im siebten Stock. Treffer.

Der Aufzug war verspiegelt. Ich vermied es, mich darin anzusehen, da ich sonst nur an mir herumzupfen würde, und sieben Stockwerke reichten einfach nicht aus, um dieses Chaos in Ordnung zu bringen.

Ich sah die leuchtende Zahl nach oben klettern, bis im siebten Stock eine Glocke ertönte und die Türen sich öffneten. Die Wand vor mir, die die Lobby nach hinten abgrenzte und auf der wohl irgendeine Art Schild hätte sein sollen, um einem mitzuteilen, wo genau man gelandet war, schaute mir kahl und verschrammt entgegen. Ein paar Kleiderhaken ragten daraus hervor, und jemand hatte ein kleines Loch oberhalb der Bodenleiste zugespachtelt, aber noch nicht überstrichen.

Ich trat trotzdem aus dem Aufzug. Die durchsichtigen Glasüren zu meiner Rechten waren geschlossen und der Empfangsbereich dahinter leer. Linker Hand stand ein ebenso verlassener Schreibtisch wie der im Erdgeschoss. Eigentlich noch verlassener. Keine Plastikblume. Und kein weiteres Möbelstück. Keine Schilder. Keine künstlichen Palmen. Nur etwas braunes Packpapier lag zusammengeknüllt auf dem grauen Industriet Teppich.

Ich versuchte, die Tür zu öffnen – abgeschlossen. Alles an-

dere hätte mich auch überrascht. Ratlos wandte ich mich ab, drückte auf den Knopf, um den Aufzug kommen zu lassen, und sah nicht mehr zurück.

Unten im Empfangsbereich stellte ich mich vor den Schreibtisch und wartete. Eine Frau in einem schwarzen Kostüm kam von der Straße nach drinnen und klapperte mit ihren Absätzen über den Marmorboden zum Aufzug. Noch immer erschien niemand am Empfang. Es war ruhig, abgesehen von ein paar undeutlichen Stimmen, die zu hoch, schnell und aufgereggt sprachen, um in diese sterile Büroumgebung zu passen. Ich trat hinter den Schreibtisch und hielt mein Ohr an die schmucklose schwarze Tür, hinter der ich die Stimmen vermutete und die wiederum ganz hervorragend zu den sie umgebenden Wänden passte. Jetzt erkannte ich die spanische Seifenoper, die sich die Putzleute, die einmal in der Woche in mein Atelier kamen, so gerne ansahen. Die Hauptdarstellerin trug Unmengen an Silberarmreifen und bevorzugte schulterfreie Blusen, die ihre unwahrscheinlich runden, vollen Brüste zur Geltung brachten. So, wie sie aussah, konnte sie auch Werbung für mexikanisches Bier machen. Vielleicht tat sie das ja sogar.

Ich öffnete die Tür. Ein in Grau gekleideter Sicherheitsbediensteter saß mit dem Rücken zu mir. Die Luft in dem Raum roch süßlich und irgendwie nach verwesendem Stinktief. Die beiden vorderen Stuhlbeine knallten auf den Boden, als er aufsprang und herumwirbelte, um mich anzusehen. Aus seinen Nasenlöchern entwich weißlicher Rauch. Ich hätte wetten können, dass alle drei Bildschirme vor ihm eigentlich für die Videoüberwachung vorgesehen waren. Auf einem allerdings waren ein Mann und eine Frau in leidenschaftlicher Umarmung zu sehen, während die Musik lauter wurde und der Abspann anlief.

Ich lächelte. Er nicht.

»Zutritt verboten, Ma'am. Sie müssen draußen warten.«



Ashley Ream

30 Tage und ein ganzes Leben

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 416 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-74611-8

btb

Erscheinungstermin: Mai 2015

Aufleben statt aufgeben!

Clementine beschließt zu sterben. In 30 Tagen will die erfolgreiche Malerin, die für ihre Kunst ebenso bekannt ist wie für ihre Scharfzüngigkeit, ihrem Leben ein Ende setzen. Nachdem die Antidepressiva im WC entsorgt worden sind, bleibt ihr noch genau ein Monat, um das eigene Ableben zu organisieren. Schließlich will Clementine kein Chaos hinterlassen: ein letztes großes Bild malen, sich mit dem Ex aussprechen und ein neues Zuhause für den Kater finden. Ihre letzten Tage will sie genau so verbringen, wie sie es will – und nicht wie andere es von ihr erwarten. Doch dabei stößt Clementine auf ungeahnte Hindernisse – und nach 30 Tagen ist nichts mehr so, wie es vorher war ...